



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Thomas Carlyle. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Thomas Carlyle.

2.



er Dämon Carlyles wie der manches andern neueren Schriftstellers wurde die Politik. Er war zu eigenartig selbständig angelegt, um an dem eigentlich politischen Leben der Zeit, an der Herrschaft der Durchschnittsbildung und des Massenvorurteils in parlamentarischen Versammlungen und in der Journalistik dauernden Anteil nehmen zu können. Die Partei, der er mit Seele und Sinnen angehört hätte, lag in der Vergangenheit, beziehungsweise in der Zukunft. Die Art seiner Bildung und Anschauung, die gewaltige Auffassung, welche er von den ersten und letzten Zwecken des Daseins hatte, verboten ihm bei aller Neigung für „Wirklichkeiten“ die Einmischung in die Vorfälle und Zufälligkeiten des Tages. Und sicher hätte ein Schriftsteller, der wie Carlyle als Prophet vom Berge, ja gelegentlich als zornblühender Gott aus der Wolke zu seinem Volke sprach, sich aufs strengste jede Beteiligung an Dingen versagen sollen, die noch nicht klar lagen und deren wahres Gesicht sich erst zeigen mußte. Allein der Einfluß der englischen Gewohnheiten und gewisse Aufwallungen Carlyles waren stärker als das Bewußtsein dieser Verpflichtung. Hier und da glaubte der reizbare und überreizte Mann dennoch in den Tagesfragen das Wort ergreifen zu müssen. Der Ingrimm über das, was liberales Geschwätz war oder was er so schalt, die bittere Abneigung gegen falsche Humanität und Sentimentalität, der leidenschaftliche Widerwille gegen alles pflichtlose Glückverlangen lebten tief in seiner Seele und entluden sich bei Veranlassungen, welche so ungünstig als möglich waren. Wer, der reinen Anteil an Carlyle nahm und mit ihm des fröhlichen Glaubens lebte, daß diese Welt „nicht auf Falschheit und Geschwätz, sondern auf Wahrheit und Vernunft gegründet ist, daß nichts Gutes, das von irgend einem der Geschöpfe Gottes vollbracht wurde, jemals verloren war oder sein wird,“ hätte zustimmen mögen, wenn er sich verleiten ließ, für die Sache der amerikanischen Sklaventhaler einzutreten, wenn er dem Komitee präsidirte, das den Gouverneur Eyre von Jamaika und seine brutalen Grausamkeiten verteidigen sollte, wenn er beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges von 1877 aus keinem bessern Grunde für die Russen eintrat, als weil sie „das Talent des Gehorsams, des schweigenden Folgelebens, wenn ein Befehl gegeben wurde, besitzen,“ was man bei der universellen Vergötterung des Stimmzettels, der göttlichen Freiheit u. s. w. für eine sehr wertvolle und charakteristische Gabe halten müsse. Wer hätte Freude gewinnen können an der zur Manie gewordenen Lobpreisung der „Energie,“ unbekümmert darum, ob dieselbe von Ge-

rechtigkeit, von menschlichem Mitleid, von Edelsinn durchdrungen sei oder nicht. Carlyle schalt Napoleon I. einen Helden für die Biergroshengalerie und wandte sich mit Ekel von jeder Verherrlichung des Imperators ab. Und doch stießen ihn an dem französischen Kaiser jedenfalls nur die Lüge und Doppelzüngigkeit, das Phrasentum und die komödiantische Haltung ab; die brutale Niedertretung jedes menschlichen Rechtes, die grausame Härte gegen besiegte Gegner, die despotischen Launen hätte er ihm leicht verziehen. Wir aber vermögen für den Vertreter einer gesunderen Anschauung der Dinge, einer ernstern Wirklichkeit und echt konservativer Gesinnungen kein größeres Mißgeschick zu denken, als wenn er Gerechtigkeit und Menschlichkeit auf der Seite seiner Gegner läßt und wenn ihn die Antipathie gegen Schreier- und Schwägertum zur Sympathie mit stupidem Autoritätsglauben und grausamer Willkür führt.

Freilich hat derjenige Carlyle schlecht begriffen, der mit diesen Abirrungen den Kern seines Wesens erfaßt zu haben meint und ihn daraufhin verurteilt. Die Eigentümlichkeit seiner Natur und seine ernste Lebensarbeit zwangen Carlyle, auch im brausenden Getriebe der Weltstadt als eine Art Einsiedler zu leben. In dieser Zurückgezogenheit erkannte er mit Hilfe unablässiger Lektüre klar und scharf genug alles, was ihm feindselig entgegenstand. Die ungeheure Majorität der Zeitgenossen, mit der er in Widerspruch war, schätzte er nach Verdienst und Würdigkeit, kein Mangel und keine Lüge derselben entging ihm. Seine Bundes- und Gesinnungsgenossen konstruirte er sich allzusehr nach der eignen edlen Empfindung und dem eignen Bewußtsein. Wie er dachte, handelte und träumte, wäre die Negerflaverei noch auf Jahrhunderte hinaus eine wohlthätige Institution gewesen, hätten die Länder am Balkan in weniger als einem Menschenalter in friedlich glückselige verwandelt werden können, in ein andres Schottland unter milderem Himmel und mit fruchtbarerem Boden. Wenn ihn solche Träume überkamen, konnte er, der Wirklichkeit forderte, leidenschaftlich ungerecht gegen die Wirklichkeit werden.

Doch es ist Zeit, daß wir uns zu dem Schriftsteller zurückwenden. Carlyles Erfolge hatten ihren Höhepunkt mit der Herausgabe der Briefe Cromwells und der an sie geknüpften Darstellung erreicht. Ein alter Lieblingsplan von ihm, der zusammenhing mit seinen Jugendstudien, seiner Vorliebe für deutsches Wesen und deutsche Literatur, war die Abfassung einer Biographie Friedrichs des Großen. Wenn wir bedenken, daß wir in Deutschland selbst nach hundertjähriger unablässiger Arbeit und endlosen Publikationen, nach Forschungen aller Art und vorzüglichem Einzelwerken zur Geschichte Friedrichs doch keine klassische Biographie des größten deutschen Königs besitzen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß Carlyle dreizehn Jahre seines Lebens an eine Arbeit setzen mußte, welcher er schließlich wohl Gehalt und großes Interesse, aber nach keiner Seite hin Vollkommenheit zu geben vermochte. Wir haben schon früher angedeutet, inwiefern ihn der Heroenkultus hier mit sich selbst in Widerspruch setzte. Die

Konsequenz seiner Darstellung Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. würde beinahe die sein, daß die jedesmalige Art und Weise, Macht zu äußern und an den Tag zu legen, nach göttlichen und menschlichen Gesetzen keinen Widerspruch dulde und daß, wer unter Friedrich Wilhelm I. an Büchern und schönen Künsten Wohlgefallen gefunden habe, ebenso ein Verächter Gottes gewesen sei, als wer unter Friedrich II. Kritik an diesen Neigungen und Erholungen des königlichen Weisen geübt habe. Indes dürfen derartige Widersprüche die Teilnahme an den großen Vorzügen und der eminenten Anschauungs- und Darstellungsfähigkeit, welche sich in dem Buche kundgibt, nicht mindern. Aus der Biographie Thomas Fischers sehen wir, wie schwer Carlyle die Arbeit an seinem „Friedrich dem Großen“ wurde und wie bald er zu der Erkenntnis gediehen scheint, daß er sich eine Aufgabe gestellt habe, deren auch nur annähernde Lösung mit seinen Hilfsmitteln und seiner besondern Art, geistig zu schaffen, kaum möglich sei.

Die nächsten dreizehn Jahre, heißt es, von 1852 bis 1865, waren vielleicht die stillsten im Leben Carlyles. Es waren Jahre der mühsamsten, zu Zeiten fast einer überwältigenden Arbeit, Zeiten fast mönchischer Zurückgezogenheit und vielfach verbitterter Stimmung. „Friedrich der Große,“ das letzte umfassende, historische Werk, dehnte sich unter seinen Händen zu einer vollständigen politischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts aus. Die Vorarbeiten zu diesem erstaunlichen Denkmal des Fleißes und einer bis ins kleinste gehenden Genauigkeit begannen im Jahre 1852 mit Carlyles Reise nach Deutschland zum Zweck des Besuches von Schlachtfeldern und des Sammeln von Material. Von dieser Reise wissen wir nicht viel mehr, als das wenige, was uns in den „Erinnerungen“ erzählt wird. „Es war im Jahre 1852, heißt es dort, als ich Deutschland zum erstenmal sah; auf meiner ersten Forschungsreise mit Bezug auf Friedrich; fünf Jahre nachher unternahm ich eine zweite. Diesmal wars, um bei Herrn Preuß und Kompagnie Nachfrage zu halten, mich umzusehen, und nach Büchern, Porträts u. s. w. zu suchen. Ich reiste von Scotsbrig, wo meine liebe, alte Mutter in betäubender Schwäche lebte, nach Leith und über Rotterdam nach Köln und Bonn, und ich habe niemals in meinem ganzen Leben auch nur annähernd, äußerlich wenigstens, eine unangenehmere Reise gehabt als diese. Nur die zweite übertrifft sie noch.“ Aus einer Notiz in Wagners Tagebüchern und einem Bericht Charles Boners, eines auch sonst bekannten Schriftstellers, über ein Gespräch mit Carlyle im Jahre 1862 ersehen wir, daß die Gründe zu seiner Unzufriedenheit allerdings sehr äußerlicher Natur waren und meistens in seiner physischen Empfindlichkeit ihren Grund hatten. Er fand die Speisen für einen Christenmenschen ungenießbar, die Betten zu kurz, die Gasthöfe nicht still genug. „Die Leute trampeln einem über den Kopf,“ sagte er, „und rennen einem die ganze Nacht an der Thür vorbei. Volle sieben Wochen, die ich in Deutschland zubrachte, konnte ich nicht schlafen.“ Voller Anerkennung sprach er sich indessen über einen Besuch bei Tieck aus, sowie über

die Haltung des preussischen Militärs, die allgemeine Volksbildung u. s. w. Nach Vollendung seiner Studien im Lande Friedrichs kehrte er nach London zurück, um sich nun im Ernste an die Arbeit zu machen. Zu dem Zwecke vollständiger Isolirung und Stille ließ er sich ein eignes „geräuschfestes“ Studierzimmer unter dem Dache bauen. Er selbst giebt davon in den „Reminiscenzen“ folgende humoristische Beschreibung: „Kurz nach meiner Rückkehr aus Deutschland begann eine arge Bauunruhe im Hause in Folge der Veränderung des obersten Stockwerkes. Der ganze Flächeninhalt des Hauses sollte zu einer einzigen großartigen Dachstube verwandelt werden, mit Oberlicht, ungefähr dreißig Fuß lang und dreißig breit und wenigstens elf Fuß hoch, mit doppelten Thüren und doppelten Fenstern, völlig undurchdringlich für Geräusche irgend welcher Art, kurzum für alles, mich selbst und meine Arbeit ausgenommen. . . . Etwas wirklich gutes hätte daraus werden können, in einer Umgebung, wo gute und gediegene Arbeit vom Architekten abwärts zu haben gewesen wäre; hier aber war die Arbeit des Planens und Entwerfens zuerst und dann die der Ausführung in allen Details nichts weiter als eine Arbeit Belials, d. h. des Vaters der Lügen; eine Arbeit, wie ich sie bis dahin unter den Söhnen Adams nicht für möglich gehalten hätte. Nach und nach nahm ich denn wahr, daß dies die gewöhnliche englische »Arbeit« dieser Zeit war, und versuchte, mit mannichfachen Gedanken, tief wie Tophet, über die Aussichten, die uns so etwas darbot, in Bezug auf mein eignes kleines fehlgeschlagenes Unternehmen, stille zu schweigen.“ In diesem Zimmer nun, von Karten, Plänen, Porträts und Büchern umgeben, begann Carlyle seine dreizehnjährige Arbeit an „Friedrich dem Großen.“ Nicht ohne Grauen dachte er später an sie zurück. „Die »Friedrichsaffäre« war für uns die schlimmste, die wir je hatten; es war eine traurige Prüfungszeit für uns beide. . . Für mich wars ein verzweifeltcs Ringen die ganze Zeit lang. Meine ganze Kraft der Sache gewidmet, allein, von aller Welt zurückgezogen und verlassen, in Verzweiflung niemals fertig zu werden (von Erfolg gar nicht zu reden), allein gelassen mit den Gespenstern (wie ich mich manchmal ausdrückte), »unreine Geschöpfe« an meinen Busen drückend, um ihnen ihr Geheimnis zu entlocken und abzuschmeicheln. . . Doch warum rede ich von dem allem? Mir ist es schon längst *κόπος*, nichts sagend wie tausend Jahre alter Mist. Ich wurde fertig, Gott sei Dank; laß es denn jetzt in das Meer der Vergessenheit gesenkt werden. Woran ich mich aber noch wohl erinnere und mit stets großer Liebe und Bewunderung erinnern werde, ist das Benehmen meiner Frau während dieser Zeit. Sie war gewohnheitsmäßig in sehr schwacher Gesundheit, oft, längere Zeit, ernstlich krank; und doch zog sie mit der ihr eignen Alchemie, sozusagen, Goldkörner aus jedem Tage und selten oder nie verging ihr einer, an dem sie mir nicht etwas fröhliches und freundliches zu erzählen hatte, wenn ich nach meinem Spazierritt als der geschlagenste aller Menschen gegen Abend heimkam. Im ganzen bin ich während der Arbeit an jenem Buche einige dreißigtausend Meilen

geritten; viele davon (wenigstens im Winter) unter nächtlichem Himmel. Die Sonne ging gerade unter, wenn ich das Pferd bestieg. Den ganzen übrigen Tag saß ich schweigend oben, und hielt an in der Arbeit und an einer solchen invitissima Minerva-Arbeit! Gewöhnlich kam ich nach Hause zwischen fünf und sechs, warf meine Gamaschen ab, und für einen Augenblick von den Nachtgespenstern verschont, versuchte ich vor meinem einsamen, diätetischen und durchaus einfachen, kleinen Mittagessen ein Stündchen zu schlafen; zuerst aber ging ich auf eine halbe Stunde hinauf zu ihr in die Wohnstube, wo ein freundliches Feuer (alles in traulichem Halbdunkel mit den Lichtern kaum angezündet), ein Köffel voll Branntwein und Wasser und eine Pfeife Tabak mich erwarteten, die ich auf dem Teppich sitzend, mit meinem Rücken an den Kaminpfeiler lehrend, rauchen gelernt hatte, sodaß, wenn die Thür ein wenig offen gelassen wurde und ich selbst sorgfältig war, aller Rauch den Schornstein hinaufzog. Dies war der einzige helle Lichtblick am schwarzen Tage. O jene Abendhalbstunden, wie schön und gesegnet waren sie! Nun warten sie meiner nicht mehr, wenn ich nach Hause komme! Meistens saß sie zurückgelehnt auf dem Sofa; auch sie von dem Treiben und Leiden des Tages ermüdet genug! Ihre Erzählung aber, selbst dessen, was schlecht war, war so voller Anmut und Wahrheit, so voller ungesuchter Melodie eines natürlich-fröhlichen und liebenden Herzens, daß ich nie irgendwo ähnliches Vergnügen empfand. Ihr Mut, ihre Geduld, ihr schweigender Heroismus muß während dieser Zeit oft überaus groß gewesen sein. Innerhalb der letzten zwei Jahre hat sie mir erzählt, wie ich bei solchen Gelegenheiten von der Schlacht bei Mollwitz zu ihr zu sprechen pflegte, so lange dieselbe auf dem Ambos war. Sie lag auf dem Sofa und fühlte sich schwach — doch hatte ich keine Ahnung, wie schwach —, dabei war sie aber geduldig, freundlich, ruhig und gut wie immer. Nachdem ich, so viel ich mich erinnere, meinen Weg mit größter Anstrengung und mit allen nur möglichen Drehungen und Wendungen durch das unentrinnbare Labyrinth und den Sumpf der Verzweiflung hindurchgefunden hatte, überwand ich, wie es scheint, zuletzt Mollwitz, sah alles klar vor mir und um mich, und begann nun in der armen Freude meines Herzens ihr einen Abend nach dem andern davon vorzuerzählen. Ich erinnere mich, daß sie wenig antwortete, obgleich stets in freundlicher Weise. Sie war in ihrem Innern damals überzeugt, daß sie dem Tode nahe sei. Der Winter dunkel, das Gewicht des Leidens und der gänzliche Verfall der Kräfte so groß, und dabei einen Abend nach dem andern mein Thema: Mollwitz! Sie hat mir dies innerhalb der letzten zwei Jahre gestanden. Wie konnte ich ohne Gefühl der Scham und der Erniedrigung zuhören? . . . Es füllt mich in diesem Augenblicke mit Reue und Demütigung, und doch zugleich mit einer Art sanfter, frommer Seligkeit. Sie las die ersten beiden Bände von Friedrich (meistens die Druckbogen), während sie bei dem alten Fräulein Donaldson in Haddington zum Besuch war; ihr Tadel traf jedesmal den Nagel auf den Kopf,

ihr Beifall war schön und für mich wie ein Sonnenstrahl, denn ich wußte, daß er, wie übertrieben auch ihre große Liebe zu mir sein mochte, doch durchaus aufrichtig gemeint war. Die übrigen Bände las sie nicht, kaum den dritten, glaube ich. Ich wußte nur zu gut, warum nicht. . . Zu schwach, zu schwach für ein trostloses Unternehmen derart!"

Später kommt er dann noch einmal auf das „elende Buch“ zurück und sagt: „Meine eigne Hoffnung und mein Gebet war allezeit gewesen, daß ich dies Buch vollenden möchte, und das ihrige auch ohne Zweifel, ob schon sie niemals auch nur beiläufig eine Andeutung oder einen Wink, geschweige ein Wörtchen derart fallen ließ. Ich fühlte aber recht gut, wie es ihre ganze Existenz niederdrückte so gut wie die meinige, und der Gedanke, daß der Gegenstand nicht einer ihrer Wahl war und daß sie trotzdem dafür leiden mußte, war nicht selten bitter für mich. Der praktische Schluß war aber stets: »Bring es zu Ende, bring es zu Ende. Das ist die einzige Rettung für uns beide.« Und sicherlich, ich verwandte alle meine Zeit und alle meine Mittel auf diese trübselige Aufgabe, rang Tag und Nacht mit ihr wie mit dem häßlichsten Drachen, der mir das Tageslicht und die übrige Welt auslöschte, bis ich ihn erschlug. Darin lag vielleicht ein gewisses Verdienst, zugleich aber auch, fürchte ich, eine Verschuldung. Nun wohl, nun wohl, ich konnte es nicht besser machen! Während ich rauchend oben saß (in den Nächten, wo Schlaf unmöglich war), hatte ich Gedanken genug; ich erlaubte mir aber nicht, mich unter meinen Decken und Umhüllungen zu rühren, aus Furcht sie zu wecken und alle Aussicht auf Schlaf von ihr zu vertreiben. Schwacher, kleiner Liebling! Jetzt ist dein Schlaf ungestört; still und heiter bist du in der Ewigkeit (wie der höchste Gott es für uns angeordnet hat), und keiner in dieser Welt wird mehr wachen wegen meiner Schlaflosigkeit!"

Die einzige Erholung, die sich Carlyle in dieser Zeit gönnte, waren die kurzen Sommerferien, die er jedesmal in der Stille des Landlebens zubrachte; entweder in der schönen Umgebung Croydons, wie im Jahre 1855, oder an der See in Fifeshire (Schottland), wie im Jahre 1859, oder der Einladung hochstehender Freunde folgend, auf einem ihrer herrschaftlichen Landsitze, wie im Jahre 1860 auf dem Sir George Sinclair gehörigen Schlosse Thurso. Bei solchen Gelegenheiten pflegte er sich dann völlig dem stillen Genuß der Natur hinzugeben. „Ich habe mich, schreibt er von Aberdour (Schottland) aus im Jahre 1859, ganz und gar dem Genius des neuen Platzes übergeben und habe so müßig hingelebt wie nur möglich während dieser fünf Wochen. Dieser Ort ist, was Aussicht und Lage anbetrifft, einer der schönsten, die ich je sah: Wasser, Berge, Städte, Wälder und fruchtbare Kornfelder. Alles ist hier vollkommen; Einsamkeit, Ruhe und ein Pferd dazu. Baden, Herumschlendern, Spazierengehen und Spazierenreiten, faules Träumen, eingewiegt von Wind und Wald: dies ist fast meine einzige Beschäftigung gewesen, seit Sie mich die Anker lichten sahen.“

Solche Besuche dauerten freilich nicht lange, und er mußte in seine „Tretmühle“ zurück zu neuer Arbeit. Endlich aber neigte sich auch diese ihrem Ende zu. Im Jahre 1858 erschienen die beiden ersten Bände von diesem, seinem dritten großen, historischen Werke, und zwar mit der Bemerkung auf dem Titelblatt: in vier Bänden. Aus den vier Bänden wurden aber sechs. Der dritte erschien im Jahre 1862, der vierte im Jahre 1864 und der fünfte und sechste im März 1865.

Es ist kaum nötig, der Charakteristik, welche Carlyle selbst von seiner Arbeit giebt, etwas anderes hinzuzufügen, als daß das Buch über Friedrich II. die Spuren eines so verzweifelten Ringens vielfach an sich trägt. Wir haben aber absichtlich den längern Abschnitt aus der Biographie angeführt, in welchem zumeist Carlyle selbst das Wort hat. Die Mischung kindlicher und energisch gewaltthätiger, berserkerhaft trotziger Natur in der Seele des Mannes kann kaum besser zur Anschauung gebracht werden als durch diese Mitteilungen. Das beste Resultat, welches Carlyle für sich aus der langjährigen Arbeit über Friedrich den Großen gewann, war die Erneuerung seiner Liebe für Deutschland, welche er auf mannhafte und fast rührende Weise in dem großen Jahre 1870 an den Tag legte. Sein letzter Wunsch für Deutschland: „Ich hoffe nur, der Himmel werde Ihnen die Weisheit, Geduld und fromme Bescheidenheit senden, um all die Vollendung zum Rechten zu nutzen,“ ist freilich bis zur Stunde nicht recht in Erfüllung gegangen, aber jeder vaterländisch gesinnte muß ihn teilen und nachsprechen, bis die Erfüllung kommt. Dem englischen Schriftsteller soll es unvergessen bleiben, wie tapfer er für Deutschland und sein gutes Recht die Stimme erhoben hat, und wie schwer sein Wort in die Waagschale der öffentlichen Meinung in England gefallen ist.

Carlyles Lebensabend ward schwer getrübt durch den Verlust seiner treuen Lebensgefährtin, welche am 21. April 1866 starb, und deren belebende Teilnahme ihm ebensowenig wie ihre hingebende zärtliche Liebe durch irgend etwas in der Welt ersetzt werden konnte. Die Ehe des Schriftstellers scheint eine von denen gewesen zu sein, welche trotz tausendfacher Erfahrungen des Gegenteils das Ideal einer wahrhaft glücklichen, durch alle Wechselfälle des Lebens von gleicher Innigkeit und Wärme durchhauchten Verbindung von Mann und Weib immer wieder lebendig erhalten.

Der Tod der Mrs. Carlyle, vielleicht auch die Erschöpfung, welche sich infolge der Überarbeitung an dem Friedrichbuche einstellte, hatten einen bemerkenswerten Einfluß auf Carlyles literarische Produktivität. Er schrieb fortan nur, wie in seiner ersten Periode, kleinere Aufsätze, von denen bei uns in Deutschland die wenigsten bekannt geworden sind. Zu diesen Aufsätzen gehört der „Prinzenraub,“ eine Episode aus der sächsischen Geschichte, die *Ilias Americana in nuce*, „Über den Niagara und Nachher?“, die „Erinnerungen an Sir W. Hamilton,“ „Die frühen Könige von Norwegen“ (in Frasers Maga-

zine 1875), „Die Porträts von John Knox“ und endlich — zuletzt, doch nicht das letzte — die „Erinnerungen,“ in denen der „Jane Welsh Carlyle“ überschriebene Abschnitt der wärmste, liebenswürdigste und zugleich gehaltvollste ist.

Die hohen Ehren, welche Carlyle in seinem Alter zu Teil wurden, gaben ihm Gelegenheit, seine trotzige Selbständigkeit und sein unbeirrbares Unterscheidungsvermögen zu erweisen. Die Wahl zum Lord-Rektor der Universität Edinburgh im Jahre 1866 nahm er an, den preußischen Orden pour le mérite, der ihm nach Alessandro Manzoni's Tode zu Teil ward, hieß er freudig willkommen, dagegen wies er das ihm von D'Israeli angebotene Großkreuz des Bathordens zurück, weil er das Bewußtsein hatte, daß dieser Orden von vielen unwürdigen getragen werde, und weil eine Auszeichnung, die einst eine Ermutigung für den jüngeren, strebenden Schriftsteller hätte sein können, unmöglich auch als eine Belohnung für den Meister am Abend seines Lebens gelten konnte.

Die immer größere Stille um ihn her versetzte den Greis in die Erinnerungen seiner Knaben- und Jünglingstage zurück, er reiste mehrfach nach Schottland und schilderte in einer längern Unterredung, die er mit der Königin Viktoria hatte, sein engeres Geburtsland zur Zeit seiner Jugend, als ein Mann mit einem Vermögen von zehntausend Pfund für einen Krösus galt, als das Volk noch Psalmen sang und die Straßen um halb zehn Uhr stille waren, „die harte, gesunde presbyterianische Wurzel von dem, was nun zu einem Schierlingswald aufgeschossen ist.“

Daß der mannhafte alte Puritaner an den Überzeugungen seines Lebens immer fester hielt und „im Alter keine neue Weise anstimmte,“ braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Bei mehr als einer Gelegenheit fand er noch jene prophetischen Worte, die kein formulirtes Programm und doch einen gewaltigen Wahrheitskern enthalten. Der Abschied, den er schriftlich und nachdem er es abgelehnt, eine Abschiedsrede zu halten, an die Studenten von Edinburgh richtete, kann als das Schlußwort seines Lebens und Wirkens gelten und rückt jedem denkenden Leser das Bild des einzigen Mannes vor die Seele, welcher das irdische Treiben als ein leeres Chaos betrachtete, in dem „das äußerste, was einer thun könne, sei, wie ein Mann zu schwimmen und seinen Mund zu halten.“ Ein solcher Mann konnte ohne Überhebung und Heuchelei der studirenden Jugend zurufen: „Ermahnen Sie sie [die Studenten], den guten Kampf zu kämpfen und sich zu dem bevorstehenden Krieg, zu dem sie gleichsam ausgehoben und geweiht worden sind, als Männer zu erweisen. Sagen Sie ihnen, sie müßten die ewigen Drakel befragen (die noch nicht verstummt sind und auch noch nicht verstummen werden, wenn man sie nur würdig zu Rate zieht), das zeitliche Lärmen dagegen und Drohen und Rasen verhältnismäßig ganz beiseite lassen. Mögen sie Weisheit lieben, wie Weisheit, wenn sie ihre Schätze hergeben soll, geliebt werden will: mit frommem, tapferm, demüthigem Sinn, inniger als das Leben selbst oder Preise dieses Lebens, von ganzem Herzen und mit ganzer Seele.“ Uns

dünkt, dies Abschiedswort Carlyles sei ein Vermächtnis nicht nur an die Studenten von Edinburg, sondern an die ganze Welt der Bildung, und auch wir in Deutschland könnten unser bescheiden Teil an demselben dahinnehmen, und schon um dieses einen goldnen Wortes willen Carlyle ein ehrendes Andenken bewahren.



Die Klaviermusik seit Robert Schumann.

Von Hermann Kretschmar.

(Fortsetzung.)



uch Ferdinand Hiller (geboren 1811 zu Frankfurt), der mit seinen Anfängen und seiner vollen Entwicklung der Schumannschen Periode angehört, zeigt sich in der Studie von seiner besten Seite. Seine Studien sind Skizzen von interessanter, teilweise vollendeter Zeichnung; an allen bewundert man die Leichtigkeit und Virtuosität der Hand, welche die Motive ausführte. Dem Gehalte nach ragen die galanten, die graziös neckenden Nummern hervor. Im ganzen zeigen auch sie nach dieser Richtung im kleinen schon die Ungleichheit, mit der Hiller überhaupt produzierte. Diese Ungleichheit im Schaffen ist freilich eine Krankheit, an welcher die Musiker der neueren Zeit, bis auf wenige Ausnahmen, alle mehr oder weniger leiden. Ihre entschiedensten Ausbrüche haben in der Pianofortekomposition stattgefunden. Es ist unglaublich, was für Schwachheiten sich Künstler erlauben, welche anderwärts Beweise von Bedeutung gegeben haben, wenn sie ans Klavier kommen. Félicien David, den wir seiner „Wüste“ halber unter die vornehmern Geister rechnen, hat Romanzen und Souvenirs für Pianoforte geschrieben, die ihn in die Gesellschaft der Gassenhauerfabrikanten bringen. Es würde eine lange, traurige Reihe geben, wenn wir die Komponisten von Talent und Schule alle aufzählen wollten, die in der Klaviermusik von ihrer bessern Natur abgefallen sind. Wir nennen nur als die am schwersten betroffenen Joachim Raff und unsern Hiller. Des letzteren schönes, eigenartiges Talent hat viele schlechte Tage gehabt und zwei schlimme Feinde: Legerität und das Bestreben, allen Freund zu sein. So ist es gekommen, daß er reife Früchte und unreife Früchte zugleich ausbietet, vom Forcirten ins Triviale fällt, vom Tieffinnigen und Bedeutenden ins Geschwätzige und Phrasenhaftes, vom Eigenen ins Konventionelle. Seine Werke unter einander erscheinen wie die Kinder verschiedner Väter, und sehr viele sind in sich voller Widersprüche, die